



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oesterreichs.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Charakterbilder aus den ersten Jahren Neu-Oestreichs.

Geschichte Oestreichs seit dem wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Zweiter Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band. 774 S. gr. 8.

Mit großer Befriedigung haben wir diesen neuen Band der Hirzelschen Staatengeschichte gelesen. Wenn es auch in unsrer objectiver urtheilenden und durchsichtigeren Zeit überhaupt noch Schwierigkeiten hat, die Geschichte der unmittelbaren Vergangenheit zu schreiben, da für ein solches Unternehmen immer noch nur schwer die nothwendige Unbefangtheit und Freiheit zu gewinnen und noch weniger leicht das erforderliche zuverlässige Material zu beschaffen ist, so müssen die Schwierigkeiten bei einer Geschichte Neu-Oestreichs, die mit diesem Bande eigentlich erst beginnt, sich schon dadurch mehren, daß die Monarchie der Habsburger ein so bunt zusammengesetzter, vielgliedriger und von den verschiedensten Kräften und Interessen bewegter Körper ist, wie kein anderer Staat Europas, und daß das Chaos, in welches dieselbe in der hier behandelten Periode zerfiel, demzufolge besonders wirr und dunkel war. Daß die Aufhellung dieses Chaos gegenwärtig noch mit einigen Hindernissen unüberwindlicher Art zu kämpfen hat, daß eine spätere Zeit, welcher mehr Quellen geöffnet sind, dies und jenes anders auffassen, über das Eine und das Andere strenger oder milder urtheilen und noch mehr Lücken in unsrer Kenntniß ausfüllen wird, als hier geschehen, liegt in der Natur der Sache. Daß aber die Aufgabe, die Springer sich mit diesem Theil seiner Arbeit gestellt, im Großen und Ganzen und selbst in den meisten Details zu lösen war, hat er jetzt glänzend bewiesen. Wohl vertraut mit der historischen Methode, zwar einen sehr bestimmten politischen Standpunkt einnehmend, aber durch kein Parteiprogramm zu unbilliger Vertheilung von Schatten und Licht verblendet, gründlich bekannt mit der Vorgeschichte seines Gegenstandes und in gleicher Weise mit den nun in Betracht kommenden Zuständen, Vorgängen und Persönlichkeiten, aus Quellen schöpfend, die durchaus wohl gewählt sind, und die namentlich in Betreff der böhmischen und ungarischen Verhältnisse nichts zu wünschen übriglassen, hat

er uns ein Bild jenes Chaos geliefert, welches so klar und durchsichtig ist, daß wir alle in demselben durcheinander fluthenden Elemente deutlich unterscheiden und die einzelnen Hauptströmungen vom Ausgang bis zum Endpunkt verfolgen können. Mit Geschick ist gruppirt, was zusammengehört, mit Scharfsinn aufgespürt, was sich verbergen will. Allenthalben beinahe gelingt es dem Verfasser, uns zu den letzten Beweggründen der Handelnden, zu den wahren Ursachen der Ereignisse zu führen, die Dinge vor uns wachsen zu lassen. Dazu eine schöne vornehme Ruhe in der Sprache, Anschaulichkeit der Beschreibung, die Gabe, im Einzelnen gut zu erzählen, an der rechten Stelle kurz oder ausführlich zu sein, hier und da ein starkes Wort ohne Scheu, häufiger ein ironischer Ton in der Farbe der Schilderung, endlich, worauf ganz besonders aufmerksam zu machen ist, ein vorzügliches Talent, dem Leser die Haupthelden und die bedeutenderen Nebenpersonen der Handlung in Charakterkizzen oder ausgeführten Porträts zu vergegenwärtigen — in der That, die historische Literatur der letzten Jahre weist nicht viele Bücher auf, welche der Aufgabe, die sie sich gesetzt, nach Inhalt wie Form in dem Grade wie das vorliegende gerecht geworden sind.

Das Ganze zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste die Genesis der Revolution mit Einschluß der ersten Ausbrüche derselben in den Märztagen von 1848, das zweite die kurze Jubelzeit der siegreich gewesenen Parteien und Stämme bis zum großen Slawencongrès in Prag, das dritte die ruhigere Periode, wo die Reichs- und Landtage sich mit der Arbeit der Neugestaltung versuchten, das vierte die Krisis, welche sich in der wiener Octoberrevolution, der Verlegung des Reichstags nach Kremsier und dem ersten Feldzug in Ungarn ausdrückte, das fünfte und letzte endlich die Monate zum Gegenstand hat, in denen sich die Rückkehr zum Absolutismus vollzog — gleichsam ein fünfactiges Drama, in welchem Einleitung und Erregung, Steigerung, fallende Handlung, letzte Spannung und Katastrophe deutlich erkennbar sind.

Vortrefflich ist in den drei Abschnitten des ersten Buches der Uebergang aus der Zeit, in welcher das Volk Null, die Regierung vollkommen in den Händen einer kleinen Gruppe Auserwählter ist, die selbständig für dasselbe denken und handeln und die Herrschaft eifersüchtig als ihren unbestreitbaren Besitz wahren, zu der Zeit des erwachten nationalen Bewußtseins und des Drängens nach Mitentscheidung über ihr Schicksal in den einzelnen Stämmen Oestreichs geschildert. Wir sehen zunächst, wie diese Stämme sich neben und durcheinander gelagert haben, die nationalen Gegensätze, die Anfänge der politischen Agitation unter den Czechen, Slowaken und Kroaten, zuletzt das erste Auftreten des Panlawismus. Wir verfolgen ferner in einem zweiten sehr inhaltreichen Capitel die Entwicklung der Parteien in Ungarn seit 1848, die Wirksamkeit Kossuths als Redner und Journalist, den Zusammenstoß mit den

Kroaten in der Sprachenfrage, die vielfachen Kämpfe zwischen Opposition und Regierung, Conservativen und Reformern u. a. m. bis zu dem Tage, wo Kossuth erklärte, von nun an gebe es keinen Frieden mehr auf dem Reichstage, es solle ein Kampf bis zum letzten Athemzuge herrschen. Wir beobachten endlich, wie die Niederlagen der metternichschen Politik im Streit mit Sardinien, in Rom und in der Schweiz auf das österreichische Volk wirken und ihm den Glauben an einen baldigen Umschwung der Dinge zu Gunsten des Liberalismus stärken, wie sich in Oberitalien das allgemeine Mißvergnügen zu Demonstrationen steigert, wie die Reformbewegung in Deutschland ihre Wellen über die Grenzen des Kaiserstaats wirft, wie dessen Regierung sich täglich unbehaglicher fühlt, fortwährend haltloser und rathloser wird, während zugleich ein Staatsbankerott vor der Thür steht. Die Februarrevolution wirft ihre Funken in diese Verhältnisse, erst sehr schüchtern, dann fecker wagt die öffentliche Meinung in Prag und Wien ihren Willen der Regierung entgegenzustellen, es kommt zum Conflict in Wien, Metternich fällt, ein neues Ministerium wird gebildet, in Pesth und Mailand bricht die Revolution ebenfalls aus. Das alte Oestreich stürzt zusammen, und Viele zweifeln, ob überhaupt irgendein Oestreich fortbestehen werde.

Das alles ist mit gründlichem Eingehen in die Details, lebendig und wohlgeordnet erzählt. Sehr gut sind die böhmischen und kroatischen Agitatoren, dann Kossuth, der Palatin und Apponyi sowie andere Größen der ungarischen Parteien und die Bestrebungen der letzteren charakterisirt; von besonderem Werth ist die Schilderung der wiener Märztage und der dabei vorzüglich hervortretenden Persönlichkeiten, Körperschaften und Gesellschaftsclassen. Manche Phrase und mancher Nimbus freilich wird dabei zerstört, mehr als eine Parteigröße beträchtlich verkleinert, manche That, welche in den damaligen Zeitungsberichten als ganze oder halbe Heldenleistung glänzte, rückt der Gewöhnlichkeit um ein paar Stufen näher; aber wir haben die Empfindung, daß der Referent, indem er diese Reduction vornahm, ungemein gut unterrichtet war, und daß er die Dinge, die ihm vorlagen, als Historiker, mit bloßen gesunden Augen, nicht durch die oder jene Brille ansah.

Besonders wenig Ursache, sich bei dem Verfasser zu bedanken, daß er die Dinge so giebt, wie sie waren, haben die Wiener. Es liefen in diesen Tagen allenthalben ziemlich viele Karicaturen auf den gesunden Menschenverstand umher, hier aber herrscht doch gradezu die verkehrte Welt, Studenten und verbummelte Existenzen geben den Ton an, und mit der Phrase wird ein Lugs getrieben, der komisch sein würde, wenn er nicht schändlich wäre. Je ungewöhnlicher und abgeschmackter etwas ist, auf desto unbedingtere Billigung hat es zu rechnen und nicht bloß bei der Masse. Ein ergötzliches Beispiel ist die Studentenadresse der Märztage. In einer Kneipe der Allservorstadt wurde sie angeregt. Als es zur Abfassung kommen sollte, konnten die Vernünftigeren

ihre große Verlegenheit nicht bemeistern, aber „die studentische Ehre war engagirt“, und so wurde fortgefahren und die Adresse festgestellt. Sie erzählte dem Kaiser, daß „ein großes Ereigniß den allgemeinen Frieden in Frage gestellt“; sie versicherte die „Bereitwilligkeit der Studenten, das gemeinsame Vaterland gegen jeglichen Feind zu schirmen, mag er drohen von Ost oder West“; sie behauptete von der Freiheit, „daß sie zu großen Thaten befähige und geneigt mache, schwere Prüfungen mit Ausdauer zu bestehen“, und sprach die „Meinung“ der jungen Herren aus, daß „die Verwirklichung der Freiheit in so kritischer Weltlage ein dringendes Bedürfniß sei“. Auf diese Gründe gestützt, forderten die Studenten: Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit, allgemeine Volksvertretung und schlossen mit einer unklaren Phrase über deutsche Bundesreform. Gewicht hatten weder die Adresse noch die Bittsteller; dennoch erschien jene der Regierung bedenklicher als alle andern politischen Demonstrationen.

Dies setzt sich in der Folge fort und steigert sich. Nachdem das zweite Buch gezeigt hat, wie die einzelnen Völkerrämme des Kaiserstaats sich anschickten, den Verband desselben zu lösen, wie die Tschechen sich von den Deutschen, die Magyaren sich von Wien, die Südslawen sich von den Magyaren zu trennen strebten, die Romanen besondere Existenz zu gewinnen suchten, führt es uns in dem Abschnitt über die Gründung und den Sturz der Verfassung vom 25. April und in dem Capitel über den prager Slawencongreß die Gippelpunkte der beiden großen Thorheiten vor, in welche die beiden an sich berechtigten Hauptbestrebungen der östreichischen Völker ausgeartet waren, dort den Gipfel des demokratischen Radicalismus, hier den Gipfel nationaler Maßlosigkeit noch neben jenem. Die Darstellung des Slawencongresses gehört zu den Glanzpunkten des Buches, und so heben wir im Folgenden die Charakteristik dieser wunderlichen Versammlung auszugsweise heraus.

Die slawischen Stämme Oestreichs hatten sich in den ersten Monaten der neuen Zeit nur negativ verhalten. Sie waren dem Streben der Deutschen nach politischer Einigung und den liberalen Tendenzen der Magyaren entgegengetreten. Sie waren aber keineswegs gesonnen, bei der bloßen Verneinung zu beharren, sie wollten durchaus nicht die Fahne der alten politischen Tradition emporhalten; sie wurden vielmehr von einem noch überschwänglicheren Radicalismus beherrscht als alle andern Stämme Oestreichs. Während die letzteren nur das Nächstliegende zu ändern gedachten, phantasirten die Slawen von einer vollständigen Umwälzung des bestehenden Staats- und Volksrechts, dachten an die Gründung einer neuen romantischen Welt, wo die Milch und der Honig der Brüderlichkeit und der Liebe fließt, und verstiegen sich zu der Hoffnung, die Entwicklung der Weltgeschichte an einen neuen Träger zu bannen, an das Slawenthum nämlich. Zu diesem Zweck mußten sie sich als weit zerstreut

Wohnende einen Mittelpunkt schaffen, sich selbst erst fördern; dann erst konnte man an die Föderation aller Völker gehen. Die Slowaken und Kroaten fühlten ihre Isolirung gegenüber den magyarischen Feinden am stärksten, bei ihnen nahm der Gedanke eines slawischen Schutzes und Trugbündnisses am frühesten greifbare Form an. Wie die Magyaren mit dem frankfurter Parlament Verbindungen anknüpften, so bemühten sich die kroatischen Patrioten, sich mit den Tschechen zu verständigen. Jwan Kukuljewic regte in der illyrischen Zeitung die Idee einer allgemeinen Slawenverbrüderung an, der slowakische Prediger Stur wirkte in Prag in der gleichen Richtung.

Am 1. Mai 1848 überraschten die bisher fast nur geheim thätigen Agitatoren die Welt mit einem pomphaften Ausruf an die „Slawenbrüder“, welcher aber seine Spitze wesentlich gegen das frankfurter Parlament richtete. „Dieses besteht darauf, daß der österreichische Staat auf seine Souveränität verzichte, daß das Kaiserreich mit allen seinen nichtungarischen Provinzen dem deutschen Bundesstaat beitrete. Ein solcher Schritt würde nicht nur die Einheit Oesterreichs, sondern auch die Selbständigkeit der slawischen Volksstämme vernichten. An uns ist es, männlich zu schützen, was uns das Heiligste ist, uns mit einander zu verständigen und gemeinschaftlich zu berathen, was das Beste unsrer Nation erfordert.“

Handelte es sich wirklich nur um eine Verwahrung gegen Frankfurt, so drohte allerdings dem conservativen Interesse durch den Slawencongrès keine Gefahr. Aber konnte das „Beste unsrer Nation“ nicht andern Plänen als Deckmantel dienen, nicht eine Slawisirung Oesterreichs bedingen? Was hatten die nicht zu Deutschland gehörenden Serben, Kroaten, Ruthenen und Slowaken gegen das frankfurter Parlament zu protestiren? Wie rechtfertigte man die Einladung auch „nichtösterreichischer Slawen“ zur Theilnahme am Congresse? Die Tschechen, durch die Entwicklung der Verhältnisse mit der Regierungspartei augenblicklich enger verknüpft, fürchteten für den Erfolg ihrer Politik, wenn der Verdacht radicaler Pläne Wurzel faßte. Sie veröffentlichten daher zur Beruhigung der nichtslawischen Oesterreicher am 5. Mai ein Glaubensbekenntniß, in welchem sie ihre Anhänglichkeit an die Dynastie versicherten, die Behauptung, als ob sie dem Panlawismus huldigten oder gar im Solde Rußlands ständen, grob zurückwiesen und nichts als die Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Oesterreich zu erstreben vorgaben. Der Congreß sollte, wie sie sagten, nur die Integrität und Souveränität des Kaiserstaates schirmen. Damit gelang es ihnen in der That, namentlich unter dem Adel Böhmens, Anhänger zu gewinnen, zahlreiche Repräsentanten derselben ließen ihre Namen in die Listen des Congresses eintragen, und Graf Leo Thun, der Gubernialpräsident, nahm sogar an der vorberathenden Versammlung theil. Das wiener Ministerium verhielt sich gegen den Slawencongrès gleichgiltig, da er die Verhältnisse der Hauptstadt

nicht berührte, die für die Beschlüsse Pillersdorffs allein maßgebend waren. Nicht so das ungarische, welches zwar überzeugt war, daß der angestrebte allgemeine Slawenbund ein leeres Project bleiben werde, aber zu fürchten hatte, daß der Widerstand der Kroaten hier einen gewissen Halt und Schutz gewinnen könnte. Es rieth in Wien, die Polen durch Zugeständnisse von der Betheiligung an der Sache abziehen. Vergebens, und so erfüllte sich, was die Magyaren befürchtet hatten. Die Polen schlossen sich den Uebrigen an, die in den letzten Maitagen aus den böhmischen Landstädten, aus Mähren und Schlesien, aus der Slowakei, aus Kroatien und dem Banat herbeikamen. Auch Posen und das Fürstenthum Serbien stellte ein Contingent, Rußland war wenigstens durch einen Mann, den Flüchtling Bakunin, vertreten.

Am 2. Juni wurde endlich der Slawencongrès eröffnet. Aus Höflichkeit gegen die Czechen hatte man Prag zum Versammlungsorte gewählt. Am Tage der Eröffnung merkte man erst, wie wenig diese halb deutsche Stadt dazu paßte. „Als der lange, seltsam costümirte Zug sich durch die Straßen bewegte, voran ein Sängchor, zu dessen Liedern Bewaffnete mit den Schwertern den Tact schlugen, dann paarweise die Mitglieder des Congresses, vielfach in Tracht und Körperbildung an den Orient erinnernd, ertönte aus den Reihen der dichtgedrängten neugierigen Zuschauer auch nicht ein freundlicher Zuruf, wurde keine sympathische Begeisterung laut. Die czechischen Studenten, welche das Ehrengeleit bildeten, mußten ihr Lärmen verdoppeln, um die unheimliche Stille nicht allzu bemerkbar werden zu lassen. Auch das konnte als bedenkliches Zeichen gelten, daß im letzten Augenblicke der Präsident des provisorischen Comitès, Graf Joseph M. Thun, zurücktrat. Der mehr eitle als ehrgeizige Mann schien zu ahnen, daß der Slawencongrès den Schein östreichischer Loyalität nicht lange wahren, die Theilnahme an demselben keineswegs eine bequeme Stufe, um zur Regierungsmacht zu gelangen, bilden werde. In dem Versammlungslocale wurden nach den einleitenden Worten des definitiven Präsidenten Palacký noch sieben lange Reden in den verschiedensten slawischen Sprachen und Dialecten gehalten. Böshafte Zungen behaupteten, um sich gegenseitig verständlich zu machen, hätte man sich der Vermittelung der deutschen Sprache bedienen müssen. Das ist erlogen. Kein deutscher Laut wurde, so lange der Slawencongrès dauerte, vernommen. Ob aber die 340 Theilnehmer an demselben, namentlich die 237 Mitglieder der czechischen Section — unter diesen, um den Charakter des Jahres 1848 festzuhalten, auch zahlreiche Studentendeputirte — aller slawischen Sprachen gleichmäßig mächtig waren, muß man freilich bezweifeln. Doch hemmte dies die Wirksamkeit des Congresses nicht, welcher den Hauptnachdruck auf die privaten Ausschusssitzungen legte, die Generalversammlungen als bloße Prunktsache betrachtete. In die Hand einiger wenigen Vertrauensmänner war nach der klug ausgearbeiteten Geschäftsordnung die

ganze Wirksamkeit gelegt, die große Masse der übrigen Mitglieder mußte sich damit begnügen, heilige Messen auf öffentlichen Plätzen und in Kirchen, nach griechischem und lateinischem Ritus gelesen, zu hören, Ballfesten beizuwohnen und durch schmutze Tracht und reiche Waffe die Aufmerksamkeit, besonders der Straßenjugend, zu erregen."

Die Nichtöstreicher in der Versammlung sollten nach dem Programm nur als Gäste betrachtet werden, in Wirklichkeit aber übten sie auf die Verhandlungen den Haupteinfluß. Die Geschäftsordnung entwarf ein Wende aus der Lausitz, die Grundzüge zu den wichtigsten Denkschriften ein fürstlich serbischer Beamter, Ribelt aus Posen und der Russe Bakunin waren die Hauptredner in den vertraulichen Sitzungen der Sectionen.

Die Gegenstände der Berathungen hatte bereits das provisorische Comité festgestellt. Zuerst wollte man die Stellung der Slawen zum östreichischen Staatswesen erörtert haben. „Wir Slawen,“ sagte das Programm, „dürfen nicht ruhige Zuschauer bei Begebenheiten bleiben, welche die Existenz der Monarchie in Frage stellen und uns am Ende selbst in den Abgrund der Vernichtung reißen, wenn wir nicht außerordentliche Anstrengungen machen. Auf die Minister ist kein Vertrauen zu setzen, sie haben keinen Einfluß bei Hofe, sie hegen eine egclusive deutsche Gesinnung und unterordnen sich einer slawenfeindlichen Partei. Es ist überhaupt zu bezweifeln, ob jetzt dieses oder jenes Ministerium die Monarchie zu retten vermag. Die Rettung liegt allein in einem innigen Anschluß der Völker aneinander. Die Völker müssen erkennen, daß ihre staatliche Existenz wie ihre constitutionelle Freiheit nur gewahrt sei, wenn sie sich zu einem östreichischen Bundesstaate vereinigen. Wir schlagen daher den slawischen Völkern der Monarchie vor, in einen Volksbund zu treten, unter sich ein Schutz- und Trugbündniß abzuschließen und die östreichische Monarchie als Bundesstaat wieder aufzubauen.“ Das klang nun allerdings, als ob die Slawen allein über Oestreich zu verfügen hätten, und um die Furcht zu beschwichtigen, als wollten dieselben jetzt ihrerseits die Politik der Unterdrückung üben, über die sie sich bisher so laut beschwert hatten, gab der Congreß im zweiten Punkte des Programms Aufklärung über die Art, wie die Slawen ihre Stellung zu den übrigen Völkern des Kaiserstaats auffassen wollten. „Verständigen wir uns auf einem Völkertage in Wien durch eine gleiche Anzahl von Vertretern über unsre gemeinschaftlichen Völkerinteressen.“ Daß die Magyaren sich zu den Grundsätzen nationaler Gleichberechtigung bekennen und den slawischen Idiomen auf dem Landtage, vor Gericht und in der Schule gleiche Geltung mit dem magyarischen zugestehen müßten, nahm man als selbstverständlich an. „Das Verständniß mehrerer Sprachen gehört in den östreichischen Ländern zu den unabweisbaren Bedingungen für jene, welche sich dem öffentlichen Leben widmen. Sollten die Magyaren dieser billigen Forderung wider-

streben, sollte es zu einem blutigen Kampfe zwischen ihnen und den Südslawen kommen, so erklären wir feierlich, daß wir für unsre Stammgenossen Partei nehmen werden.“ Der dritte Punkt des Programms beschäftigte sich mit den außerösterreichischen Slawen. Zwischen Polen und Russen, so hieß es da, handle es sich vorzüglich um die Gleichstellung beider Nationalitäten. Sei diese bewirkt und auch Rußland zu einer freisinnigen Politik belehrt, so folge ein innigeres Verständniß zwischen diesen beiden Völkern von selbst nach. Der Türkei wurde ihr naher Sturz prophezeit. „Haben die Slawen in der Türkei ihre Unabhängigkeit erkämpft, dann umschlingt auch sie das brüderliche Band eines slawischen Bundesstaates.“ Dem „aufgeklärten Sachsenvolke“ sprach man die Erwartung aus, es werde die wendische Nationalität*) fernerhin nicht mehr unterdrücken, und an die Preußen wurde dasselbe Ansinnen gestellt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Pflege slawischer Kunst und Wissenschaft, die Gründung slawischer Akademien und Universitäten und die Einführung slawischer Gelehrtencongreffe warm empfohlen. Der vierte Punkt des Programms endlich protestirte mit scharfen Worten gegen das deutsche Parlament: nie und nimmer wollte man die Souveränität Deutschlands über die innerhalb des deutschen Bundes wohnenden Slawen dulden, nie den frankfurter Beschlüssen für diese bindende Kraft zuerkennen.

Als die Sectionsberathungen über das Programm begannen, zeigte sich sofort, daß dasselbe völlig unbrauchbar war. Die czecho-slowakische Section faßte eine volltönende Resolution, welche bei dem Mangel eines Executivorgans zwar (wie später und noch heute alle solche Stilübungen) die Luft etwas erschütterte, sonst aber nichts bedeutete. „Die versammelten Abgeordneten der slawischen Gemeinden und Völkerschaften treten auf der Basis der constitutionellen Freiheiten in einen Verein zur Wahrung ihrer Nationalität und wollen zu diesem Zweck alle Mittel gebrauchen, welche einer gesetzlich errichteten Verbindung zum Schutze angeborener Rechte gegen die Bedrücker möglich und gültig sind.“ Die südslawische Section verlangte, in den entgegengesetzten Fehler verfallend, von dem Congresse unmittelbare Intervention in dem Streite der Kroaten und Serben mit der ungarischen Regierung durch Absendung einer Gesandtschaft an den Kaiser in Innsbruck. Der Congreß gerieth durch diese Beschlüsse in Gefahr, je nachdem er dem einen oder dem andern folgte, sich entweder in philosophischem Nebel zu verlieren oder einen einseitig österreichischen Charakter anzunehmen.

Ribelt aus Posen zerschneid den Knoten, indem er am 7. Juni vollständige

*) In der Lausitz, in Sachsen circa 40,000, in Preußen etwa 50,000 Köpfe stark. Ein guter Junge baute damals dem harmlosen Bauernvölkchen eine wendische (serbische) Marseillaise, welche uns im Original gedruckt vorliegt, und deren Refrain in deutscher Uebersetzung lautet: „Auf, junges Serbenland, erkämpfe dir die Nationalität.“

Verwerfung des mühsam vollendeten Programms beantragte und ein neues vorlegte. Nach seiner Ansicht kam man der Aufgabe, die Einheit der Slawen und mit dieser ihre weltbeherrschende Macht vorzubereiten, näher, wenn man eine stetige Agitation unterhielt, als wenn man die Bedingungen eines Bündnisses erörterte, zu dessen Abschluß es an Vollmachten, und zu dessen Verwirklichung es an jeder Handhabe fehlte. Er empfahl periodischen Zusammentritt des Congresses und Gründung eines ständigen Ausschusses zu geregelter Verwaltung der Geschäfte. An die Stelle des nichtsfagenden Glaubensbekenntnisses sollte ein Manifest an die Völker Europas treten. Wollte man noch ein Uebriges thun, so möge man dem Kaiser eine Petition überreichen, welche die Beschwerden und Wünsche eines jeden slawischen Stammes darlege.

Man sieht, daß Libelt auf größere Uebereinstimmung der Zwecke des Congresses mit den Grundsätzen der allgemeinen europäischen Demokratie hinarbeitete und die prager Versammlung dieser Partei dienstbar machen wollte, die zwar mit den Czechen das frankfurter Parlament haßte, weil es ihr zu monarchisch dachte, und die mit den Kroaten dem ungarischen Ministerium abhold war, weil in ihm das aristokratische Element überwog, die aber das Betonen des nationalen Standpunkts als Beschränktheit betrachtete und sich kosmopolitischen Träumen hingab. In der Skizze, die Libelt von dem Manifest an die europäischen Völker lieferte, kommt nichts vor, was nicht ebenso gut wie die Slawen jeder andere Volksstamm begehren konnte, alle Punkte sind erwähnt, welche der demokratischen Partei des Continents am Herzen lagen, und das Schriftstück mit seiner Betonung der absoluten Volkssouveränität und seiner Aufzählung der Menschenrechte, welche die ideale Gesellschaft jedem Individuum garantiert, hätte ebenso gut von Mazzini, von Pierre Leroux, Ruge oder Fröbel, als von Libelt verfaßt sein können. Dagegen mußte es dem im Grunde seines Herzens konservativen Palazky, der den libeltischen Entwurf, nachdem er allgemeine Zustimmung gefunden, endgiltig festzustellen beauftragt wurde, ziemlich sauer ankommen, derartige Gedanken zu adoptiren. Stimmtten dieselben doch gar nicht mit den ursprünglichen Tendenzen des Congresses überein, und vernichteten sie doch alle Hoffnungen, welche die czechischen Führer auf die Freundschaft des Adels und des Hofes setzten. Allein andrerseits durfte der Welt auch nicht das Schauspiel der Zwietracht gegeben werden, und nachdem die Mehrheit sich einmal dem polnischen Einflusse gefügt hatte, mußten die Bedenken des Einzelnen verschwiegen bleiben. Auch Palazky gab nach, nur fügte er dem Manifest der demokratischen Politiker ein paar czechische Lieblingsmeinungen hinzu, unter denen sich der Ausdruck leidenschaftlichen Racenhasses neben der zu Anfang und zu Ende vorkommenden Phrase von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit besonders komisch ausnahm. Mit demselben Athemzuge wurde die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und das höhere Wesen der slawischen Natur,

welcher der Freiheitsfönn angeboren, schönde Selbstfucht unbekannt sein sollte, ausgesprochen. Diese Widersprüche traten aber gegen den blendenden Schlußsag in völliges Dunkel, welcher der entschiedensten demokratischen Anschauung huldigte: „Wir, die wir die Jüngsten, doch nicht die Schwächeren, auf der politischen Bühne Europas erscheinen, tragen sofort auf Beschickung eines allgemeinen europäischen Völkercongresses zur Ausgleichung aller internationalen Fragen an; denn wir sind überzeugt, daß sich freie Völker leichter untereinander verstehen, als bezahlte Diplomaten.“

Das erwähnte Manifest bildete das einzige officielle Ergebnis des Congresses. Die Verhandlungen über die andern Fragen wurden abgebrochen, bevor sie zum Abschluß gelangten. Die Aufgabe der Versammlung konnte nur dann als vollendet gelten, wenn es gelang, alle Slawenstämme auf eine solidarische Gemeinschaft in ihrem politischen Verhalten zu verpflichten. Die Möglichkeit, als ein Körper aufzutreten, gaben alle Mitglieder zu. Die romantische Träumerei der Sinen, die revolutionäre Leidenschaft der Andern ließ die tiefe Kluft, welche das verschiedene religiöse Bekenntnis zwischen Ost- und Westslawen schuf, und ebenso die sprachlichen Schranken zwischen Kroaten und Polen, Tschechen und Serben übersehen, über welche hinweg nur philologisch Gebildete sich verständigen konnten. Dagegen gingen über den Inhalt der slawischen Zukunftspolitik die Meinungen weit auseinander. Nach Bakunins Ansicht war ein slawischer Rath einzusetzen, welcher als höchste Regierung und oberstes Gericht für alle Slawen fungirte, allein das Recht der Kriegserklärung besaß und von den verbündeten Völkern unbedingten Gehorsam zu beanspruchen hatte. Die letztern durften keine Allianz mit fremden Nationen eingehen, slawische Soldaten ferner keiner fremden Macht mehr dienen, die Diplomatie wurde abgeschafft. In allen innern Angelegenheiten sollten sich die einzelnen Stämme ausgedehntester Autonomie erfreuen.

Kein solches Utopien ersann Libelt, aber auch ihm erschienen die politischen Grenzen, welche die slawischen Völker trennten, bedeutungslos, und auch nach seiner Ansicht sollte eine gemeinsame Organisation alle Slawen unterschiedslos umspannen. Dagegen empfahl Zach aus Belgrad, das Interesse des serbischen Fürstenhauses vor Augen, welches sich gern auf eine große benachbarte Schutzmacht gestützt hätte, eine Föderation aller österreichischen Völker, Deutsche und Magyaren eingeschlossen. Man sieht, daß bald revolutionäre Speculation, bald diplomatischer Dilettantismus diese Phantasien eingaben. Welche Partei schließlich gestiegt hätte, ist nicht zu sagen, da keiner der vorgelegten Entwürfe zur Berathung im Plenum gelangte.

Wenigstens einen Schritt dem Ziele näher brachte man es in der Verhandlung über Punkt 2 des Libeltischen Programms. Der Inhalt der Petition an den Kaiser wurde im Ausschuß festgestellt. Nach der einleitenden Betrachtung

tung, daß „Oestreichs Großmacht insbesondere auf der freien Entwicklung der slawischen Nationalitäten beruhe“, ging dieselbe auf die Forderungen der einzelnen Stämme in Oestreich ein. Die Czechen erklärten sich durch das Patent vom 8. April befriedigt und wollten nur noch Unterordnung Mährens unter die böhmischen Centralbehörden und einen gemeinschaftlichen Landtag für Böhmen und Mähren. Den Slawen Nordungarns sollte das Recht, einen Nationalcongreß zu bestellen und die Pflege ihrer Volksthümlichkeit in den Schulen eingeräumt werden. Für die Slawen in Kärnthn, Krain und dem Küstenlande wurde die Errichtung eines Königreichs Slowenien mit der Hauptstadt Laibach erbeten. In Bezug auf die Serben und Kroaten forderte man Bestätigung der carlowiger Beschlüsse und der von Jellachich getroffenen Anordnungen. Am schwersten einigte sich der Congreß über das künftige Schicksal Galiziens. Man predigte der ganzen weiten Welt Gleichheit und Brüderlichkeit und konnte hier nicht einmal den Zwist in der eignen Familie lösen. Man sprach den Slawen die Freiheitsliebe als Naturgabe zu, und siehe da, hier klagten die Ruthenen über grausamste Bedrückung durch die polnische Aristokratie, und hier schimpften andrerseits die Polen auf die knechtisch gesinnten Ruthenen, deren Anhänglichkeit an die Regierung nicht einmal die Märzstürme erschüttern gekonnt. Wäre es nach dem Herzenswunsche der Polen, die vor allem Revolutionäre, dann erst Slawen waren, gegangen, so hätten die Ansprüche der Ruthenen keine Berücksichtigung erfahren. Theils das Drängen der Czechen, theils die Erwägung, daß es sich zunächst darum handeln mußte, der östreichischen Regierung alle Machtquellen zu verstopfen, bewog die Polen zur Nachgiebigkeit. Sie willigten ein, mit den Ruthenen einen wechselseitigen Vertrag zur Sicherung ihrer Nationalitäten einzugehen. Die Gleichberechtigung der polnischen und ruthenischen Sprache in Schule und Amt wurde anerkannt, die Entscheidung, welche von beiden gelten sollte, in jedem einzelnen Bezirk von der Sprache der Mehrheit abhängig gemacht. Durch diese Zugeständnisse beruhigt, willigten die ruthenischen Abgeordneten ihrerseits in einen gemeinsamen Landtag und verzichteten auf die administrative Theilung Galiziens in eine polnische und eine ruthenische Hälfte. Der Vertrag sollte dem Kaiser zur Bestätigung übergeben und daran die Bitte geknüpft werden, Galizien eine ähnliche Verfassung zu verleihen, wie sie Böhmen durch das Patent vom 8. April besaß, und die gegenwärtigen Beamten durch andere, welche „das allgemeine Vertrauen aller Volksclassen genießen“, zu ersetzen.

Die Vertrauensmänner des Slawencongresses waren noch mit der Redaction dieser Schriftstücke für die letzte Generalversammlung beschäftigt, als am 12. Juni der bekannte Aufstand in den Straßen von Prag ausbrach, welcher den Verhandlungen der Herren Abgesandten ein vorzeitiges Ende bereitete. Dieselben flüchteten eilig vom Schauplatz des Aufruhrs oder sahen sich, wie die Polen,

von der siegreichen Militärbehörde gewaltsam vertrieben. Zahlreiche Urkunden wurden vernichtet oder confiscirt und der Oeffentlichkeit wohl für immer entzogen. Die unmittelbare Aufeinanderfolge des Congresses und des Aufstandes machte einen inneren Zusammenhang derselben glaubwürdig und ließ in den Augen Vieler die Barrikaden als die Frucht, ja als das Ziel der slawischen Versammlungen erscheinen. Die Czechen widersprachen dem beharrlich und nicht mit Unrecht; denn sie konnten auf den großen Schaden hinweisen, den grade ihre Bestrebungen durch den Aufruhr erlitten. Wurde doch der Slawencongreß in dem Augenblicke gesprengt, wo er im besten Zuge gewesen war, die Welt von allen Vorurtheilen zu befehren und seine großartige segensreiche Wirksamkeit zu offenbaren. Nur die Feinde der Slawen besaßen ein Interesse, dies zu hindern, nur von ihnen konnte der Aufstand angezettelt sein. Und so war es in der That. Ein junger schmucker Slowak, Marcell Turanski, der durch seine schneeweiße Tracht und seinen üppigen Bart die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sogar die Würde eines Fahnenträgers empfangen hatte, war ein Späher und Verräther, abgesandt von dem ungarischen Ministerium, den Congreß um jeden Preis zu compromittiren. Er reizte zum Angriff auf das Militär, forderte zum Barrikadenbau auf, ließ sich dann fangen und denuncierte die Slawen als Verschwörer. So die Czechen, und das Ergebnis der officiellen Untersuchung scheint damit übereinzustimmen. Gewiß ist, der Slawencongreß hat den Straßenkampf nicht absichtlich hervorgerufen. Ebenso gewiß aber auch, daß ohne ihn, ohne die durch ihn unwillkürlich bewirkte Aufregung und Spannung der Gemüther, Prag das traurige Schauspiel einer rohen, ohne klares Ziel, ohne zureichende Mittel unternommenen Empörung erspart geblieben wäre.

Ungemein reich an interessantem Detail und wohl gelungenen Charakterbildern ist ferner das dritte Buch in allen seinen Abschnitten, vorzüglich aber in dem über den wiener Reichstag, dem über den agrarischen Landtag und dem über die parlamentarischen Kämpfe in Pesth. Gleichfalls sehr gehaltvoll ist das Capitel über die wiener Octoberrevolution sowie das über die Verhandlungen des Reichstags in Kremser, und auch die Abschnitte über die Kämpfe in Ungarn enthalten eine beträchtliche Anzahl neuer und werthvoller Aufschlüsse. Besonders gelungen ist hier vor allem die Charakteristik Görgeis. Wir entnehmen dieser letzten Hälfte des Buchs noch einige Porträts aus dem Ministerium Doblhoff und dem wiener Reichstage.

Das Ministerium Billersdorff hatte vom ersten Tage seines Bestehens an den in Wien herrschenden Radicalen als ein bloßes Uebergangsmministerium gegolten, welches man bis zu besserer Gelegenheit dulden müsse. Das Cabinet Doblhoff dagegen, bei dessen Bildung der Sicherheitsausschuß und der demokratische Verein thätig mitgewirkt, durfte auf den Namen einer revolutionären demokratischen Regierung vollen Anspruch erheben. Die Ministerliste befriedigte

zwar nicht unbedingt die Wünsche der herrschenden Partei. Außer Doblhoff und Bessenberg waren auch noch Kraus und Latour aus dem alten Cabinet in das neue herübergenommen worden. Das Verbleiben des Finanzministers fand geringen Widerspruch, da niemand ihn um seinen Posten beneidete, die Leitung der österreichischen Finanzen mehr die Sache des verzweifelt Muthigen als des Ehrgeizigen erschien. Desto größeren Anstoß erregte Latours Verbleiben im Amte. Nur die dringendsten Vorstellungen von seiner Unentbehrlichkeit, von der nothwendigen Rücksicht, die man auf die Armee und ihre Führer nehmen müsse, verhinderten den offenen Ausbruch der Parteileidenschaft. Die Radicalen konnten übrigens die Gegenwart der alten Minister im Cabinet leicht dulden, da ihnen die Mehrzahl der Cabinetsmitglieder: Doblhoff, Hornbostel, Schwarzer, Bach eine sichere Gewähr demokratischen Wirkens boten, und da das Ministerium in seinem Programm die „Gründung einer volksthümlichen Monarchie auf Grundlage des gesetzlich ausgesprochenen Volkswillens“ versprach und das Bekenntniß ablegte, daß „eine Regierung nur dann kräftig sei, wenn sie im Volke wurzele“.

„Doblhoff insbesondre wurde als das Muster eines Volksministers gefeiert. Wenn zu den Merkmalen eines solchen die vollständige Unkenntniß der Staatsgeschäfte, ein schweres Begreifen, ein langsames Sichentschließen, eine unbedingte Ziellosgigkeit des Handelns gehört, dann war jene Bezeichnung richtig. Ob aber das Wohl des Staates gefördert wurde, wenn man dem Reichstag einen Mann gegenüberstellte, der im Privatleben allerdings makellos war, im öffentlichen Leben dagegen höchstens zum Präsidenten eines landwirthschaftlichen Vereins taugte, ist eine andere Frage. Doblhoff hatte unter dem alten Regime die ständische Opposition, die jetzt zu den Conservativen zählte, mitgeführt. Das machte ihn den höhern Kreisen genehm. Er hatte in Innsbruck mit Entschiedenheit einer versöhnenden Politik das Wort geredet und die schnelle Rückkehr des Hofes empfohlen. Das sicherte ihm das Wohlwollen der Liberalen. Diese Verdienste waren nicht unbedeutend, es waren aber die letzten, welche er sich in Oestreich erwarb.

Hornbostel, der neue Handelsminister, ein tüchtiger Industrieller, schwärmte auch als Minister für den allgemeinen Fortschritt, wie er es als Privatmann gethan, blieb aber auch als Minister so harmlos wie früher. Seine Wahlrede — denn auch im Reichstage saß er als Abgeordneter für Wien — hatte mit der Versicherung begonnen, daß er „von Politik und Speculationen dieser Art nichts verstehe“. Seine Ernennung schmeichelte dem wiener Lokalpatriotismus, wie überhaupt die Stärke des neuen Cabinets in der reichen Vertretung des wiener Elements ruhte, aber dem Staate selbst trug sie begreiflicherweise geringe Früchte.

Täuschten schon Doblhoff und Hornbostel vielfach die auf sie gesetzten

Hoffnungen, so entsprachen Schwarzer, der Minister der öffentlichen Arbeiten, und Alexander Bach noch weniger den Erwartungen, mit welchen ihr Eintritt in das Cabinet begrüßt wurde. In Schwarzers Wahl lag eine Anerkennung der Presse, wie sie noch vor wenigen Monaten auch die kühnste Phantasie nicht geträumt hätte. Gegen seine Persönlichkeit ließ sich manches einwenden. Weder die Stellung, welche er früher eingenommen hatte — zuerst Feuerwerker in einem Artillerieregiment, dann untergeordneter Agent bei verschiedenen Industrie- und Handelsvereinen — noch seine Bildung verliehen ihm hervorragende Ansprüche auf den Ministerposten. Auch die Allgemeine Oestreichische Zeitung, welche jetzt die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, wurde wohl von Schwarzer herausgegeben, aber nicht geleitet, geschweige denn geschrieben. Jedenfalls konnten Bureaukraten, welche sich den Staat als eine unverrückbare Stufenleiter von Aemtern dachten, wo nur ein bedächtiges Klimmen von Sprosse zu Sprosse gestattet ist, konnten die Freunde des ehrwürdigen Herkommens durch Schwarzers Berufung sich verletzt fühlen. Am allerwenigsten ließ sich voraussetzen, daß seine Gesinnungsfreunde, daß die Männer der Presse an der Erhebung eines Journalisten Anstoß nehmen würden. Und dennoch kam es so. Nicht die alten Beamten, sondern die Zeitungsschreiber erklärten das Ministerportefeuille in Schwarzers Händen für eine Herabwürdigung der Regierung; nicht reactionäre, sondern radicale Blätter bespöttelten seine Ernennung mit den Worten: „Nun sitzt das Proletariat im Ministerium“. Der Repräsentant der Demokratie im Ministerium wurde von den Demokraten in den Bann gethan, wie umgekehrt wieder der Mann, welchem der Eintritt in das Ministerium gleichbedeutend war mit dem Kampfe gegen die Demokratie, sich von ihnen auf den Schild gehoben sah.

Alexander Bach, durch Vater und Oheim, zwei der geachtetsten Advocaten Wiens, in die Geschäftswelt und die besten bürgerlichen Kreise eingeführt, durch eine große Clientel selbständig gestellt, durch wiederholte längere Reisen der gewöhnlichen Selbstzufriedenheit reicher Wiener entfremdet, nahm bereits vor der Revolution, so weit es die enggezogenen Polizeischranken erlaubten, regen Antheil an allen politischen Bestrebungen. Er pflegte Verbindungen mit gleichgesinnten Männern in den Provinzen, übte einen überwiegenden Einfluß auf die Richtung des juridisch-politischen Lesevereins und stand in genauen Beziehungen zur ständischen Oppositionspartei. In den Märztagen half Bach (der spätere gehorsamste Diener der Reaction) den Adressensturm vorbereiten, den Magistrat vertreiben, die Krisis beschleunigen. Nach der Revolution zog er sich, klüger als seine Freunde, in ein vieldeutiges Halbdunkel zurück. Er geizte nicht nach der Ehre, eine Woche lang von der Aula vergöttert zu werden, um schon in der folgenden Woche in Vergessenheit, wenn nicht gar in schändliche Verachtung zu fallen; ihn lockte auch nicht der Eintritt in das erste Revolutions-

ministerium, über dessen Dauer er sich keiner Täuschung hingab. Seine Zurückhaltung ging aber nicht so weit, daß sie ihn in den Verdacht politischer Gleichgültigkeit brachte; er protestirte nicht, wenn sein Name unter den Vertrauensmännern für den Fünzigerausschuß, unter den Candidaten für das deutsche Parlament genannt wurde, nur zu einem bindenden Glaubensbekenntniß mochte er sich nicht verstehen. Gab er politische Meinungen kund, so geschah es in einer Weise, daß er keine Partei verletzte, von jeder zu ihren Anhängern gezählt werden konnte. Er hielt z. B. in dem Gemeinderathe am 10. Juni dem 26. Mai eine Lobrede, sprach von „leserlicher Barrikadenschrift“, fand aber die Bedeutung des Tages darin, daß sich „Wien für den unbedingten Anschluß an Deutschland ausgesprochen habe“. Durch diese unschuldige Interpretation entwaffnete er die Conservativen. So kam es, daß ihm diese ihr Vertrauen nicht völlig entzogen und auch die Demokraten Bach vollständig gewonnen zu haben sich rühmten“.

Während man sich in Wien mit dem Sturz und der Wiederaufrichtung von Cabinetten beschäftigte, vollzogen die Provinzen die Wahlen für den Reichstag. Galizien wurde damit zuerst fertig, und bereits in den ersten Julitagen sahen die erstaunten Residenzbewohner Männer in ihrer Mitte wandeln, deren Aeußeres eine bedenkliche Gleichgültigkeit gegen die Seife verrieth, welche Kasernen für Hotels ansahen, in jedem Corporal einen einflußreichen Würdenträger des Staates begrüßten, ihre Lebensbedürfnisse in eigener Person auf dem Markte einkauften und durch vollständige Unkenntniß der deutschen Sprache, der bürgerlichen Sitte, der modernen Bildung glänzten“. Es waren die 36 Bauern, durch welche sich das souveräne Landvolk von Galizien vertreten ließ. Auch in den meisten andern Provinzen (nur das Küstenland, Tirol, Böhmen und Mähren ausgenommen) trat das bäuerliche Element stark in den Vordergrund — „beinahe der vierte Theil des Reichstags wußte mit der Pflugschaar aus eigener Erfahrung Bescheid“. Es galt, gegen die Bedrückung durch die Gutsherrn zu protestiren und die von der Vergangenheit dem Bauernstand auferlegten Lasten loszuwerden. Die Befreiung der Bauern wurde die erste Aufgabe, die erste große That des Reichstags, und die erste sollte auch die letzte bleiben.

„Die Revolution blieb nur so lange mächtig, als unter dem Landvolk der Glaube bestand, jene könne und werde seine Zustände bessern, ihm die Freiheit verschaffen. Die Reaction durfte erst dann offen auftreten, als die Bauernemancipation durchgeführt, das Landvolk von der politischen Bewegung losgelöst war.“ „So bildete der Bauernstand den eigentlichen Träger der Revolution, die Robotfrage den Angelpunkt der politischen Bestrebungen. Der guten Meinung der Bauern, hier eifrige Advocaten ihrer Rechte zu finden, verdankten der böhmische Nationalausschuß und theilweise auch der wiener Sicher-

heitsauschuß ihre Autorität; die Hoffnung, für ihre Interessen wirken zu können, weckte den Eifer für die einzelnen Ländtage, die Zuversicht einer liberalen Lösung der Robotfrage begeisterte das Landvolk für den Reichstag, welcher ohne diese Stütze in den ländlichen Kreisen schwerlich zusammengetreten wäre, jedenfalls nur bis zur Lösung der Robotfrage Macht und Bedeutung behielt. Als diese vollendet war, schwebte er in der Luft und stand den Angriffen der Reaction wehrlos gegenüber.“ Das Bürgerthum machte der letzteren keine Sorge. „Es hatte sich in allen größeren Städten, namentlich in Wien, politisch unreif, unselbständig und kraftlos gezeigt, es ließ sich jetzt von der radicalen Partei terrorisiren, wie es früher die Vormundschaft der Polizei erduldet hatte, und sah in der ganzen Revolution eigentlich nur einen Rausch, von angenehmer Wirkung im ersten Augenblicke, aber von bitteren Nachwehen begleitet.“

Es klang sehr komisch, als Hans Kudlich, das jüngste Mitglied des Reichstags in der Debatte über die Bauernentlastung eine pomphafte Rede hielt, in welcher „die Lerche der Freiheit ihr Lied schmetterte, der Bauer, ein gefesselter Prometheus, mit seinen Ketten klorrte, der Grundherr, ein adeliger Schnapphahn, ein finstrier Tyrann, die Peitsche schwang“, in welcher „dem Landmanne (jetzt, im August) sein Weihnachtsgeschenk werden“, „der Reichstag, indem er die Aufhebung der Unterthänigkeit aussprach, als souveränes Volk seine Thronrede halten“ sollte. Aber es stand eine große bedeutungsvolle Thatsache hinter diesen Phrasen.

Zum Schluß noch ein paar Porträts von den Bänken der Parteien im Reichstage. Die rechte Seite nahmen die Czechen und die Ruthenen, letztere als Drahtpuppen ihrer geistlichen Führer, ein. Den Haupteinfluß übten hier Palazky und der prager Advocat Pinkas, den Hauptredner machte Ladislav Kieger, „ein junger Mann von entschieden oratorischer Begabung, dessen sonore Stimme man gern klingen hörte, auch wenn man seine Gedanken nicht selten breitspurig fand“.

Führer des Centrums, in dem sich die Tiroler und die „Schwarzgelben“ aus den altösterreichischen Provinzen niedergelassen hatten, „jeder Einzelne ein ehrenwerther, gebildeter Mann, im Ganzen aber ohne Ansehen und Bedeutung“, hätte von Rechtswegen Graf Stadion sein müssen. Er saß aber „einsam, beinahe wie ein Geächteter, auf einer der hintersten Bänke. Murren begrüßte regelmäßig seine Reden, Zischen folgte, sobald er den Mund schloß. Man hielt ihn für politisch todt.“

Als einen der Begabtesten im linken Centrum schildert der Verfasser Ludwig Löbner. „Seit den Märztagen der eifrigste Verfechter deutscher Interessen, ließ er hoffen, daß in seiner Person die deutsche liberale Partei ihren Sprecher und Leiter finden werde. Obgleich Arzt, stand er doch dem platten politischen Materialismus, welcher in den wiener medicinischen Kreisen herrschte, vollkommen fern; obgleich Dichter, begriff er doch die positive Natur des Staates

und die Forderungen, welche dieselbe an die Politiker stellte. Dazu kamen eine stets schlagfertige Dialektik, eine ungewöhnliche Redegewandtheit, leider aber auch ein blinder Slawenhaß, der ihn oft gar weit von seinen politischen Zielen abbrachte. Den verachteten Tschechen ein Schnippchen zu schlagen, sie zu ärgern, war oft der ausschließliche Zweck seiner Theilnahme an den Verhandlungen; das Geständniß der Furcht ihnen abzupressen, erschien ihm nicht selten werthvoller als der Sieg der eignen Sache. Dieses leidenschaftliche Wesen führte nicht allein zu einer bedauerlichen Kraftverschwendung, sondern raubte Löhner auch die Mittel, über die Linke des Reichstags zu herrschen. Statt ihren wilden Fanatismus zu dämmen, sie politischen Gedanken zugänglich zu machen, liebte er, wenn auch nur scheinbar, ihrem Programm, das sich aus lauter Ausrufungszeichen zusammensetzte, seine Billigung.“ —

„Die Linke nahm für sich den deutschen Charakter und das Recht, das wahre Volk zu vertreten, ausschließlich in Anspruch, und wer in Ruge, Fröbel und Genossen die Helden Deutschlands verehrte und in den wiener Studenten und Arbeitern das eigentliche Volk erblickte, mußte dieser Behauptung zustimmen.“ Sonst waren die Mitglieder der Linken „unselbständige Leute, welche bald von den listigen Polen, bald von den fieberhaft erhitzten Zeitungsschreibern als Werkzeug benutzt wurden. Sie waren unfähig, den Abstand zwischen einer Clubberatung und der Reichsversammlung zu ermessen, den Unterschied zwischen der März- und der Julistimmung zu begreifen. Sie waren eitel und wollten die Volksthümlichkeit, welche sie sich durch politische Declamationsübungen errungen hatten, festhalten. Sie waren unreif und unwissend in demselben Maße wie die wiener Bevölkerung, aber keineswegs (wie später behauptet wurde) in ihrer privaten Sittlichkeit anders geartet als die conservativen Abgeordneten. Wie oft geschah es, daß Violand, seines Zeichens k. k. Landrechtsauscultant, oder Goldmark, ein (jüdischer) Spitalarzt, während der Verhandlungen in den Vorsaal des Reichstags eilten und sich hier Rath's erholten, für welchen der schwebenden Anträge sie zu stimmen hätten. „Nur recht radical“ verlangten sie den Rath und rieben sich freudig die Hände, wenn sie glaubten, den radicalsten Vorschlag in die Debatte werfen zu können.“ Besonders toll und abgeschmackt geberdete sich Umlauf, ein ehemaliger Polizeiagent, der jetzt den Demokraten spielte, wogegen der „grundehrliche, stets elegische Schuselka, der österreichische Benedey“ zu vermitteln strebte. „Fischhof lebte noch so sehr in Phantasten, daß er bei den grammatischen Streitigkeiten, die häufig im Reichstage vorkamen, von „stilistischen Barrikaden und einem stilistischen Windischgrätz“ zu sprechen pflegte.“ Fuster, der Universitätsprediger, ein feister Pfaff, der sich mit den Studenten duzte, führte den Wahlspruch im Munde: „Der studirende Jüngling ist der lebensfrische Ausdruck des Zeitgeistes“ und hielt allen Ernstes den Reichstag für eine Art von Collegium, zu welchem den

Studenten freier Zutritt gebühre. Einen solchen Brutus hatte kein Cäsar zu fürchten, ebenso wenig als ein Marat oder Robespierre unter den Helden der Reichstagslinken wieder geboren war, mochten dieselben immerhin mit der Erinnerung an Ludwig den Sechzehnten ihre Gegner schrecken und dem Märchen gläubig horchen, daß die französische Revolution in der österreichischen, wie Paris in Wien sich wiederhole.“

Sprengers Leben Mohammads.

Das Leben und die Lehre des Mohammad. Nach bisher größtentheils unbenutzten Quellen bearbeitet von A. Sprenger. 3 Bände. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Schon an sich eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, hat der Islam für den Historiker noch das besondere Interesse, daß wir über seine Entstehung und seinen Propheten eine beträchtliche Anzahl zuverlässiger Nachrichten besitzen, welche, in der rechten Art verarbeitet, indirect auch dem Verständniß der Entwicklung anderer Religionen und Religionsstifter förderlich sein können, deren Anfänge sich mehr vom Nebel der Mythe umhüllt finden. Der Islam ist im vollen Tageslicht entstanden. Die Anfänge des Buddhismus, des Judenthums und des Christenthums sind von Dunkelheit umgeben, die des Muhammedanismus können wir fast Schritt vor Schritt verfolgen, und wenn auch nicht alle Religionen denselben Ursprung haben — da die Völker, aus denen sie hervorgehen, zwar als Glieder der großen Menschenfamilie in wichtigen Zügen, nicht aber in allen sich gleichen — so ist es doch ein großer Vortheil, wenigstens von einer unter ihnen die Entstehungsgeschichte urkundlich nachweisen zu können. „Der Islam,“ sagt der Verfasser treffend, „wird dadurch für die Religionsgeschichte, was das Planetensystem der Sonne für die Astrologie der Fixsterne ist.“

Namentlich von diesem Standpunkte aus heißen wir das jetzt zum Abschluß gelangte große Werk Sprengers willkommen und doppelt willkommen, da es sich nicht bloß — wie die Regel unter den deutschen Orientalisten — vornehm an den engen Kreis der Fachgenossenschaft wendet, sondern so einge-